



Dem Tode entronnen.

Aus dem Englischen von G. A. Henry.
Frei übertragen von S. Gerhardt.

(Fortsetzung.)

Nach langem, ermüdendem, besonders für uns Weiße recht beschwerlichem Marsche — denn die Zulus marschiren im Sturm- schritt — gelangten wir nach einem großen Kaffernkraal und wurden einem älteren, höher stehenden Häuptling vorgeführt. Es war ein athletisch gebauter, ernst, ja fast düster blickender Krieger, auf dessen durchfurchten Gesichtszügen sich tiefe Erbitterung, unbeugbarer Muth, Willenskraft und Energie ausprägte, ohne die Grausamkeit, die man sonst so oft in den Zügen der Kaffern erblickt. Er schaute uns, stolz aufgerichtet und sich majestätisch auf seinen Speer stützend, an. Ich muß offen gestehen, trotz unserer gefahrvollen Lage erschien mir diese stolze Kriegergestalt, deren Brust, vom Karos (Fellmantel) nur halb bedeckt, zahllose ehrenvolle Narben aufwies, sowie das ernstblickende, von zwei großen, ausdrucksvollen Augen belebte Antlitz ehrfurchtgebietend und ichien hohe Intelligenz, verbunden mit unbeugbarer Willenskraft, zu verathen. Eben wollte uns der Häuptling anreden, als seine Aufmerksamkeit auf sieben andere, eben eintreffende Kriegerschaaren gelenkt wurde, die soeben mit einer Anzahl gefangener Büren und reicher Beute an Vieh, Lebensmitteln, Waffen und Munition zurückkehrten. Ein düsteres Lächeln umspielte die Lippen des alten Häuptlings und nachdem er den Kriegern seine Zufriedenheit ausgedrückt, betrachtete er die neuen Gefangenen, seine Gesichtszüge verfinsterten sich, und Nachsicht, Grausamkeit und Härte prägten sich in seinem Antlitz aus. Einige Minuten harrte er die Gefangenen in unersöhnlichem Hasse an, dann winkte er einige jüngere Krieger herbei und rief mit barscher Stimme: „Dies sind die Schuldigen, fort mit ihnen, führt sie zum Tode! Sie sind der Affagai (Speer der Kaffern) verfallen und die Hyänen mögen ihre Leichen fressen.“

Die rettungslos verlorenen Gefangenen, die freilich ihr Loos sich selbst geworfen, den gerechten Zorn der Zulus durch ihre brutalen Gewaltthaten herausgefordert, wurden von den jungen Kriegern abgeführt und wer sich sträubte, dem wurden empfindliche Stöße mit der Affagai gegeben, die seine Schnelligkeit förderten, ihm aber auch einen Vorgeschnack der Martern gaben, die seiner harrten. Und in der That, von ferne sahen wir, wie die Gefangenen grauenhafte Qualen auszustehen hatten, bevor ihnen der Todesstoß gegeben wurde. Uns thaten die Gefangenen herzlich leid, aber ich mußte lügen, wenn mir und meinem Mitgefangenen Piet nicht der Gedanke gekommen wäre, daß diese Leute nicht allein ihr Unglück selbst verschuldet durch schweres Unrecht gegen die Eingeborenen, sondern auch uns, die wir gänzlich unschuldig waren, mit in das Verberben gezogen, wie ich es Piet vorhergesagt. Ich scheue mich nicht, offen einzugestehen, daß mir beim Anblick der grauenhaften Qualen, die den anderen Gefangenen bereitet worden, die Haare zu Berge standen, wenn ich bedachte, daß wir hilflos in der Hand dieser unbarmherzigen, von Haß und Rache erfüllten Wilden waren, die, durch tausendfach erlittenes Unrecht erbittert, wohl keine Schonung mehr kannten.

Nachdem an den anderen Gefangenen die Todesstrafe vollzogen, trat der alte Häuptling zu uns heran; seine Stirn war in finstere Falten gelegt, sein Auge blickte düster und es schien sicher, daß wir von ihm keine Gnade zu erwarten hätten.

Lange blickte er uns Beide in tiefem Schweigen finster an. Es schien, als kämpften in ihm widerstrebende, widersprechende Entschlüsse und Empfindungen. Dann sagte er, sein durchdringendes, ausdrucksvolles Auge fest auf uns richtend: „Die Schuldigen haben ihre verdiente Strafe für unschuldig vergossenes Blut empfangen: jetzt ist die Reihe an Euch, Macht Euch bereit zum Sterben!“ — Der Häuptling sprach diese Worte in gutem Holländisch. Mein Freund Piet, als echter Holländer seine Kaltblütigkeit selbst in größter Gefahr bewahrend, antwortete, um dem Kaffer zu schmeicheln in geläufiger Zulusprache: „Häuptling, Du hast Kame geübt für Unrecht, das Deinem Stamme geschah; übe nun auch Gerechtigkeit, wie es einem großen Krieger geziemt!“

Sinnend und ernst blickte der Häuptling meinen Freund an; einen Augenblick schien es, als ob die Milde in ihm die Oberhand gewinnen wollte; dann aber verfinsterten sich seine Züge wieder und in strenger Tone erwiderte er:

„Du forderst Gerechtigkeit? Gut denn, die soll Dir werden! Freilich, an den letzten Räubereien und Mordthaten, die Deine Landsleute verübten, die ich soeben gerichtet habe, bist Du nicht betheilig gewesen. Aber Ihr Weißen Alle, ohne Unterschied der Nation, Ihr seid Räuber und Mörder!“ Der Häuptling schwieg eine Weile, finstere noch wurden seine Züge und sich höher aufrichtend und mit der Anmuth, die nur freien Naturvölkern eigen ist, in impotanter Haltung den Arm majestätisch ausstreckend, fuhr er ernst und feierlich fort: „Blicke um Dich, sieh hin auf all das Land, auf die herrlichen Berge, Thäler, Wälder und Wiesen: soweit Deine Blicke reichen, Alles, Alles war einst das Land der Zulus, die Heimath eines freien, glücklichen Volkes! Viele, viele Male verbrannte die Sonne das Gras der Steppen und die Regenzeit färbte sie wieder mit frischem Grün; der Zulu sah glücklich seine Saaten reifen und sein Vieh gedeihen. Und wenn die Affagai (Speer der Kaffern) geschliffen und im Kampf geschwungen wurde gegen die Ana-Swazi (ein Kaffernstamm), gegen die Matibele oder die Betschuanen, so geschah es, um die Waffen nicht verrosten, die Arme unserer Krieger nicht erschlaffen zu lassen. Aber wir waren glücklich. Da kamt Ihr und mit Euch kam das Unglück und Glend über unser Land und Volk. Voran gingen Eure Sendboten, die uns erzählten von einer neuen Religion, die uns goldene Worte sagten von Menschenliebe und Brüderschaft aller Menschen. Wir vertrauten ihren Worten und nahmen die ersten Weißen gütlich auf. Den lügnerischen Sendboten aber folgten betrügerische Händler, die uns durch Lug und Trug unser Eigenthum stahlen, rohe Ackerbauer, die uns mit List und Gewalt das beste Land nahmen und wenn wir uns erheben, um unser Recht zu wahren, dann treten Eure nichts-würdigen Soldaten an, um zu dem offensibaren Unrecht die noch ruchlosere Gewaltthat hinzuzufügen. — Ihr Alle seid Räuber und Mörder! Nicht genug, daß Ihr uns unser Land raubt, unser Eigenthum an Vieh nehmt, nein, Ihr entehrt unsere Frauen und Töchter und unter den wichtigsten Vorwänden schießt Ihr unsere jungen Männer nieder, als wären sie wilde Thiere! — Erwartet von mir keine Gnade, Ihr seid dem Tode verfallen und nur die Marter soll Euch erspart bleiben.“

„Häuptling,“ erwiderte mein Gefährte, in dem der ganze Löwentroz erwachte, „ich verlange keine Gnade, ich will Gerechtigkeit: ich habe keinen Zulu getödtet, Euch nie Schaden zugefügt und —“

„Schweige,“ fuhr der Häuptling heftig auf, „Ihr Weißen seid unsere geschworenen Feinde und wir die Eurigen. Wir

haben geschworen, Euch Weiße von der Erde zu vertilgen, Euer Blut soll den Boden tränken, auf dem die Freiheit des Zuluvolkes erblühen soll. Noch ist das Blut in unsern Adern nicht vertrocknet, noch ist unser Arm stark und gewohnt, die todtbringende Masgai zu schleudern. Wir werden nicht ruhen, bis wir den letzten Bur, den letzten Weißen getödtet. Seid süßsam, verlaßt das Land und bedenk, daß Ihr, an Zahl so gering, nur von der Gnade unseres Volkes, unseres Königs abhängt!"

"Gut denn," erwiderte Piet Utet trozig, „muß es sein, so will ich sterben, wie ich gelebt; Ihr sollt keinen Klage laut von mir hören, sondern sehen, wie ein Mann meines Volkes stirbt, aber hütet Euch, die Vergeltung trifft Euch hundertfach für jeden Blutstropfen, den ich vergießen muß! Aber nun höre mich an, Häuptling; mein Freund hier ist kein Bur, sondern ein Engländer. England sieht nicht im Kriege mit Euch. Er war mein Gast, als Eure Spießgesellen — ich wollte sagen — Eure Krieger uns gefangen nahmen. Ihn dürft Ihr nicht antasten, sonst fordert Ihr die Rache Englands heraus und dann ergeht es Euch schlimm!"

Mein braver Freund — eine edle Seele — meinte es herzlich gut. Eingedenk des Freundschaftsdienstes, den ich ihm erwiesen, wollte er, der sich selbst verloren fühlte, mich wenigstens fetten.

Der Häuptling blickte, Bewunderung und Staunen in den ausdrucksvollen Zügen, abwechselnd ihn und mich an und in milderem Tone sagte er zu meinem Gefährten:

„Du bist ein tapferer, ein edler Mann, der den Tod nicht fürchtet und nicht für sein Leben, sondern für das seines Gefährten bittet. Glaubst Du aber, einen Zulufrieger mit einer Drohung zu erschrecken?“

(Schluß folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Unsere Seereise.

Von Lina Fabian.

Noch heute erinnere ich mich ganz deutlich des letzten Nachmittags, den ich im August in Sahnig verlebte hatte. Wir hatten am Strandpavillon des Restaurants „Bieramare“ ein gemütliches Kaffeetränken veranstaltet: Frau Rath v. Strauchwitz, Frau Affessor a. D. Wilde, meine Wenigkeit und Frau Rentiere Schulze. Diesen Namen nenne ich mit Absicht zuletzt, weil Frau Schulze nur so per Zufall in unsere Gesellschaft gerathen war und keinerlei literarische Bildung besaß. Ihr Mann war früher Töpfermeister gewesen und hatte es in diesem Berufe bis zum Rentier gebracht.

„Ich halte meinen Vorschlag, die Rückreise nach Stettin mit dem Dampfer anzutreten, für einen sehr glücklichen,“ erklärte Frau Rath. „Ihre Bedenken in Bezug auf die Seefrankheit theile ich gar nicht. Als neulich Erzjellenz, der Herr Oberpräsident mir seine Aufwartung machte, erzählte er mir, er habe bereits eine Weltreise unternommen, auf welcher er nie seefrank geworden sei. Erzjellenz hatten die Güte, mir zu sagen, daß man vor der jeweiligen Abfahrt nur ganz tüchtig frühstücken müsse, dann sei man so fest durch und durch. Also meine Damen: kräftig frühstücken!“

„Gegen die Dampferreise habe ich auch nichts einzuwenden,“ stimmte Frau Affessor a. D. bei. „aber ich habe bezüglich des Frühstückens eine andere Meinung. Ein Freund meines verstorbenen Mannes, dessen Vetter mal über das große Wasser gefahren ist, rief mir, man solle einfach nichts essen. Denn wenn der Magen leer ist, kann man auch nicht seefrank werden.“

„An der Dampferfahrt betheilige ich mich unbedingt,“ fiel ich ihr ins Wort, „denn ich besitze ein Universalmittel gegen die Seefrankheit. Mein Mann war einmal vor Jahren hinüber nach Schweden gefahren. Sobald er merkte, daß ein anderer Passagier seefrank wurde, hat er immer ein Glas Portwein getrunken. Er ist dann drüben so vergnügt angekommen, daß er bedauert hat, schon da zu sein.“

Frau Schulze verhielt sich schweigend. Sie hatte sich überhaupt daran gewöhnt, die Rolle eines weiblichen Molke zu spielen. Sie stand nämlich mit dem Dativ und Akkusativ etwas auf gespannten Füßen.

„Nun, Frau Schulze?“ fragte die Rätthin etwas irrit. „Wollen Sie sich nicht auch zur Sache äußern? Nachdem Sie vier Wochen lang unsere Gesellschaft genossen haben, können

Sie doch auch in unserer maritimen Frage keine exklusive Stellung einnehmen.“

„Aufs Wasser fahre ich nicht gern,“ antwortete Frau Schulze ausweichend.

„Ach, wer wird denn so furchtsam sein,“ ermutigte ich sie, „Sie als reiolute Frau haben doch gewiß aus Ihrer früheren Praxis eine Portion Courage in Ihr Rentierendajern hinübergerettet.“

„Natürlich,“ jekundirte mir die Rätthin, „hier hilft kein Widerstreben, Sie müssen den Kelch unserer Gaistfreundschaft bis zur Reige leeren. Wenn dann nächsten Sommer Seine Erzjellenz, der Herr Oberpräsident, wieder mit mir zusammen sind, werde ich Sie vorstellen, liebe Frau Schulze.“

Sie betonte das „liebe“ derart, daß Frau Schulze kapitulirte.

„Mits Wasser habe ich zwar nie was zu thun gehabt,“ jenzte sie, aber wenn es sein muß. . . Die Seefrankheit wird mir nicht packen, ich habe auch so meine Mittel. Als wir im letzten Sommer einmal über dem Wannsee nach Potsdam fuhren, habe ich's erprobt: erst ein Brödden mit Wurst, dann nen Stonsdorfer, dann ein Brödden mit gekochtem Schinken, dann noch ein Stonsdorfer. Als die Flasche leer war, hatte kein Mensch Seefrankheit!“

Also es bleibt dabei: morgen früh $\frac{3}{4}$ 6 Uhr am Hafen, um 6 Uhr fährt der Dampfer ab.“

Von allen Seiten kamen zustimmende Antworten; auch Frau Schulze nickte, aber ganz hatte sie ihre Bedenken noch nicht überwunden:

„Aufs Wasser fahre ich zwar nicht gern, aber. . .“, sie vertiefte sich in den Inhalt ihrer Tasse — der sechsten, wie ich gezählt hatte.

Ich verbrachte eine recht unruhige Nacht. Ich mußte immer an das „Aufs Wasser fahre ich zwar nicht gern. . .“ der Frau Schulze denken. Dazu schien sich ein heftiger Wind erhoben zu haben, er machte das Fenster meines Schlafzimmers klirren und warf die Wellen derart gegen die Mole, daß ich das Tosen der Brandung zu hören vermeinte. Um vier Uhr schon stand ich auf, ausgeschlafen hatte ich nicht, einschlafen konnte ich aber auch nicht wieder. Da war das Aufstehen schon das Kläste. . .

Dicker Nebel stieg aus dem Buchenwalde; ich mußte all meine Kräfte aufbieten, um die Balkonthüre öffnen zu können, so stand der Wind auf. Und die Ostsee — o weh, die Wellen hatten ganz weiße Köpfe, sie schimmereten ins Grüne, während ich mich sonst immer an ihrem sanften Blau erfreut hatte.

Der Thee schmeckte mir heute noch wässriger, noch fader denn sonst, dann kam das Rechnungbegleichen, das Abschiednehmen, das Trinkgelbergeben. Na, all' das war nicht angethan, meine schlechte Stimmung zu verbessern. Aber das gab mir einen Trost: mitten in meine Reiserolle hatte ich eine Flasche Portwein gepackt, für die ich nicht weniger denn sechs Mark angelegt hatte, das war eine Ausgabe, der meine arg zusammengeschmolzene Reiskasse kaum gewachsen war. Aber was half's, besaß ich doch jetzt ein untrügliches Mittel gegen die gefürchtete Seefrankheit.

Ich war die erste der Gesellschaft an Bord. Dann erschien die Frau Rath. „Guten Morgen,“ pufete die, „na, ich habe meinem Magen eine gehörige Stärkung angedeihen lassen. Ich habe, um ganz sicher zu gehen, ordentlich gefrühstückt. Das Mittagessen kann ich getrost überichlagen, bis Nachmittag hält es vor. Aber was thut man nicht, um der Seefrankheit aus dem Wege zu gehen.“

Als die Frau Affessor erschien, kam es mir vor, als ob sie außergewöhnlich blaß aussähe. „s ist möglich,“ gab sie zu, „ich habe weder Thee noch Kaffee getrunken, mein Magen ist völlig leer. Aber ich überstehe lieber eine Hungerkur, als daß ich seefrank werde.“

Als Letzte kam Frau Schulze an. Der Hausdiener schleppte außer dem Handgepäck noch ein Kissenpaket herbei. „Da drin sind ausschließlich Brödden, Schinken, Lachs, Kaviar, Käsebrödden. Im Korbe oben auf liegt eine Flasche Stonsdorfer, auf die Sorte verstehe ich mir. Mich wird die Seefrankheit nichts anhaben.“

Der Dampfer füllte sich reich mit Passagieren. Wir suchten uns Plätze auf Deck dicht hinter dem Verkaufstisch des fliegenden Buchhändlers. Hier war es nach aller Ansicht am gesündlichsten. Staun aber hatte der Dampfer einige Längen zurückgelegt und war in die offene See gekommen, als er ganz

bedenklich zu schaukeln begann. Die Wellen gingen gar schrecklich hoch, das Schiff tanzte bald nach vorn, bald nach rechts oder links. Dazu kam das nervenzerrüttende Gesehamp der Maschine, das Schlagen der Räder und der penetrante Geruch von Del und Theer, der mir gleich beim Besteigen des Dampfers aufgefallen war.

Drüben am Borbrand saß eine ältere Dame auf einem kleinen Feldstuhl. Die schnitt ein trübheliges Gesicht und wüchste sich unausgesetzt die Angschweißtropfen von der Stirn. Ich schenkte mir ein Glas Portwein ein, Frau überließ mir nach einem Bröckchen und entforckte die Flasche Stonsdorfer.

Vom Vorderdeck kam in hastigem Lauf ein junges Mädchen, das sich krampfhaft das Taschentuch auf den Mund preßte. Es war gerade in gleicher Höhe mit uns gelangt, da senkte es laut auf, sagte krampfhaft nach dem Gitter und beugte ihren Kopf hinab über die aufspritzenden Wellen.

Schiffsjungen kamen und legten vor jeden Passagier einen wertwüchsig geforneten Blechnapf . . . Mich überließ eine Sännehaut, sodaß ich eiligst ein Glas Portwein hinunterstürzte.

"Nehmen Sie sofort dieses abscheuliche Ding hinweg," rief die Köchin dem Schiffsjungen zu und die Rotesröthe stieg ihr ins Gesicht. Mit einem Male aber wich die einer Färbung, die ins Graue spielte.

Grüne, gelbe und schwarze Punkte tanzten vor meinen Augen, nur noch ein Mal versuchte ich aufzublicken: Die Professorin machte krampfhaft Versuche, um aufzusehen, Frau Schulze war bereits bei dem fünften oder sechsten Bröckchen angelangt.

Da schwanden mir die Sinne —, welsch' ein Glück!

Als ich mich wieder erholt hatte, lag ich im Damensalon. An das kleine runde Fenster prallten die Wellen mit unermünder Kraft, bald fühlte ich mich sanft in die Höhe gehoben, bald schaukelte ich wieder hinab in die Tiefe. Und um mich herum: Stöhnen, Seufzen, Klagen.

"Ich sterbe," jammerte die Köchin.

"Als Leiche werde ich in Stettin gelandet," preßte die Professorin hervor.

"Ich bin schon 'ne tote Leiche," stotterte Frau Schulze.

Ich war zu jeder Meinungsäußerung unfähig. Wenn jemand gekommen wäre und hätte mir erklärt, daß jetzt der Dampfer mit Frau und Mann und Maus untergehen müsse, würde ich mich gefreut haben, . . . ich hätte es als eine wahre Wohlthat empfunden im Vergleich zu dieser Qual!

* * *

Wir waren mitten in der Saison. Ich hatte mir eine kleine Abendgesellschaft geladen und meine Leidensgefährtinnen von der Dampferreise her auch nicht vergessen. Natürlich kam das Gespräch auch auf unser maritimes Abenteuer.

"Ach," meinte ich leichtbin, "so schlimm war's eigentlich gar nicht. Einige Unbequemlichkeiten, — nichts weiter. Ich hätte nur nicht so viel Portwein trinken sollen, der hat mich matt gemacht. Wenn ich Ihnen fürs nächste Jahr also rathen darf, — auf einer Seereise ja keinen Portwein."

"Da bin ich ganz Ihrer Ansicht," pflichtete mir die Frau Rath bei, "diese schweren Getränke taugen nichts, mit nüchternem Magen, vollkommen nüchternem Magen muß man die Dampfer-tour unternehmen, dann bekommt einem so was auch."

"Für den gänzlich nüchternen Magen möchte ich nicht eintreten", bemerkte die Frau Professor, "ich kalkulire, der muß immer Beschäftigung haben, er darf nie ohne Zufuhr bleiben dann hat er keinen Grund zu einer Rebellion; Befriedigung des Magens, das ist das Richtige."

Frau Schulze hatte schweigend zugehört. Es war doch starker Tabak, der ihr da geboten wurde! Aber sie überlegte nicht lange, sondern erklärte mit to lauter Stimme, daß selbst die Herren aufmerksam wurden: "Mit all' die Mittel ist es nichts. Ich aber weiß jetzt, woran ich bin, — wollen Sie ein Universalmittel wissen, ein Mittel, das sicher hilft?"

Zurufe von allen Seiten.

"Nicht aufs Wasser fahren!" sagte Frau Schulze stolz.

Allerlei.

"Tante" Krüger zu Hause. Von der Gemahlin Ohm Pauls entwirft ein englisches Blatt folgende interessante Schilderung: Frau Krüger ist die Verkörperung häuslichen Lebens. In ihrem Aeußeren, ihrer Haltung und ihrer Rede ist sie so anspruchslos wie die Frau eines Farmers in Lincolnshire; sie ist auch ebenso pariam und mächtig. Ohm Paul ist Besitzer eines großen Vermögens und daß er dieses hat zusammenbringen können, verdankt er vor allen Dingen auch der Frau, die fast ein halbes Jahrhundert für ihn georgt, gestrebt und geipart hat. Ohm Paul war Farmer, Schäfer, Soldat, Geistlicher, Gesandter und Präsident und in jeder Phase dieser wandlungsreichen Laufbahn hat "Tante" Krüger unbedingten Glauben an ihren Gatten und ihm stets ergebene Bewunderung entgegengebracht, die fast etwas Pathetisches hat. Paul Krüger ist heute nach ihrer Meinung der größte Mann, den es giebt. Der strebame, ehrgeizige Farmer fand einen Schatz, als er das sanfte, blaueugige Mädchen fragte, ob sie ihn betrachten wolle und sie schüchtern zu Boden sah und sagte: "Ich kann bedenken, so len, nähren, reinmachen und scheuern." Noch heute backt, näht und scheuert die erste Frau in Transvaal. Wenn der Präsident zu Hause ist, kann man sie jeden Morgen um 5 Uhr sich über einen kleinen Küchenofen beugen sehen, um ihrem Gemahl seinen Morgenkaffee zu bereiten. Im Kaffeeloch in Tante Krüger unüberstossen und Präsident Krüger behauptet, daß sie mit weniger Kaffee bessere Resultate erzielt als jede andere Hausfrau in Transvaal. Wenn Frau Krüger ihren schmeren Pflichten für den Haushalt nachgegeben ist, zieht sie ein schwarzes Apocalliden an, legt sich gemächlich in ihr kleines Wohnzimmer und stopft Strümpfe. Jedes Kleid, das sie trägt oder in den letzten Jahren getragen hat, ist von ihr selbst angefertigt. Die Frau des Präsidenten der Südafrikanischen Republik hat niemals mehr als drei Kleider auf einmal gehabt und alle sind schwarz. Sie begnügt sich auch mit zwei Hüten, die, wie die Kleider, von ihr selbst garnirt werden. Der für besondere Gelegenheiten reservirte Hut, der zum Bekleidmachen oder Kirchengang mit dem Präsidenten benutzt wird, ist in Pretoria ebenso bekannt wie Ohm Pauls unveränderlicher Cylindere. Einer ihrer vielen auten Charakterzüge ist ihre Liebe zu Tieren. Sie befragt die Mode, Vogel oder Federn zum weidlichen Kopfschutz zu tragen, und hat sich niemals einer solchen Unsitte schuldig gemacht. Als für ihren Gatten ein Standbild errichtet werden sollte, besuchte der Bildhauer Frau Krüger, um ihre Meinung über die Entwürfe einzuholen. Die Zeichnungen stellten den Präsidenten in seinem Alltagsanzug mit dem unvermeidlichen Cylindere dar. Wecheiden da Frau Krüger darum, daß der Hut oben ausgehöhlt würde, sodaß die Vögel daraus trinken könnten, wenn es regnete. Dieser Wunsch wurde erfüllt und bei den seltenen Gelegenheiten, wenn es in Transvaal regnet, kann man einen kleinen Schwarm Vögel um den Hut des Krügerstandbildes flattern, aus der Höhlung trinken und sich in dem Wasser baden sehen.

Elegante Bühnentoiletten. Im Lyric-Theater in London geht seit wenigen Tagen die Novität "Florodora", Ausstattungsstück mit Gesang und Tanz von Leslie Stuart, über die Bühne, in der nicht weniger als drei weibliche "Stars" ersten Ranges mitwirken. Die Handlung des Stückes, das auf einer paradiesischen Insel in der Südsee spielt, ist höchst unbedeutend. Als durchaus nicht hervorragend wird von der Kritik auch die Musik in "Florodora" bezeichnet, obwohl man zugiebt, daß einzelne Melodien grazios und ein-schmeichelnd sind. Was aber sinnverwirrende Toilettenpracht und, last not least, eine Ueberfülle liebtreibender Frauen anbelangt, steht das neue Repertoirestück des "Lyric" augenblicklich ohne Rivalen da. Und alle diese schönen Damen, die eine Schaar Arbeiterinnen auf einer Blumenfarm auf dem idealen Tropen-Eiland repräsentieren, haben nicht viel mehr zu thun, als recht häufig ihre Kostüme zu wechseln, von denen eins immer degauernder ist als das andere, und dann und wann einmal ein paar Verse zu singen, den Gesang mit annuthigen Gesten und Tanzschritten begleitend. Miss Evie Green als "Dolores" ericheint zuerst in einem luxuriösen Gewande, das, aus Roth und Korallenfarbe zusammengesetzt, ihre dunkle Schönheit zur vollsten Geltung bringt. Von dem Rock aus tiefrother Seide heben sich effektiv in mattroth und grünem Sammet ausgeführte Applikationen phantastischer Rosenblumen und ihrer Blätter ab. Das blaßrosalfarbene Korsett öffnet sich vorn, um ein duftiges weißes Chiffonchemisett sehen zu lassen. Von der linken Schulter bis zur rechten Hüfte ist in malerischem Faltenwurf ein reich in Schwarz und Gold gestickter orangefarbener Seidenhant drapiert. Zu dem eigenartig wirkenden Kostüm wird ein breitrandiger Hut von zartgrauem Felt mit wallenden rosa Federn getragen. Miss Adam Nevee, der Liebling des Londoner Publikums, verleiht es, ihren Toiletten immer wieder den Stempel der Originalität aufzudrücken. So zeigt sie sich in einer grünlichblauen Seidenrobe, deren Rock aus vielen neben-einander gestekten, nach oben zu schmal auslaufenden Theilen besteht, von denen abwechselnd einer glatt und der andere in horizontale Säumen gelet ist. Jeder Saum ist von einem schmalen Ciniäs aus Goldsilber gestreut, durch den sich malvenfarbenes Seidenband zieht. Die Ärmel und der von einer krausen Chiffonrüsche umgebene Sattel der chic gearbeiteten Taille sind von Spitzenstoff. Fast noch hübscher sind zwei andere Kostüme Miss Nevees. Das eine von weißer Seiden-gaze über roth Atlas ist verschwenderisch mit strohhalmbreiten, schwarzen Sammetbändern verziert, die unregelmäßigen Schluften hier und da von winzigen roth und gelben Blüten gehalten. Von sehr

sparter Wirkung ist das andere Kostüm. Ueber ein Unterkleid von grünem Taffet legen sich einzelne aus weißem Brokat geschnittene, mit grünlich schillernden Baislletts benährte Tabliers, die von dichten Perlenknäuren zusammengehalten werden. Das weiße Korsett ist reich mit Perlen und Stitterstickereien bedeckt. Der dritte Star in „Florodora“, Miss Kate Cutler, erscheint in duftigen Spitzen- und Crêpe de Chine-Gewändern, deren leuchtendes Weiß zur von türkisfarbenen oder mattrosa Sammetgarnituren unterbrochen wird.

Ein bisher unbekanntes Bild von Kant ist von Dr. P. J. Bind wieder aufgefunden worden und wird in dem soeben erschienenen Heft der „Kantstudien“ zum ersten Male veröffentlicht. Das Bild befindet sich im Besitz des Fürsten von Vles auf Schloß Fürstentstein in Schlefien, der den „Kantstudien“ eine Photographie des Originals zur Verfügung gestellt hat. Das Kantbild stammt ursprünglich aus dem ersten Band der Sammlung des Malers Fr. Wih. Senenwaldt, die 400 außerordentlich werthvolle Porträts von bekannten und unbekanntem Persönlichkeiten aus Preußen aus der Zeit von 1784-1800 enthält. Das wieder aufgefundenen Porträt ist ein Sepia-Miniaturbild in Dualformat bei einer Höhe von 133 Millimeter und einer Breite von 98 Millimeter. Es stellt Kant im Profil nach links gewendet vor und ist ein Brustbild. In der Mitte des vierten Knopfloches befindet sich eine kleine schwarze Aufschrift, kaum zu lesen, die als Datum den „25. Oktober 1896“ angeht. Die Unterschrift des Bildes lautet: „Professor Kant in Königsberg“ in halb lateinischen und halb deutschen Buchstaben. Kant trägt eine Perrücke, die im Nacken mit einer schwarzen Schleiße abschließt und über dem linken Ohr fünf gekräuselte Locken zeigt. Eine Brusttause und ein Rock mit Stechragen vervollständigen den Anzug, der ganz der damaligen Mode entspricht. Das Gesicht zeigt einen durchgeistigten Ausdruck und einen Zug tiefer Güte. Ueber dem mehr charakteristischen als schönen Mund mit der kritischen Unterlippe schwebt ein feiner Zug von Humor. Das Bild stellt Kant im Alter von 62 Jahren, in der Zeit seiner höchsten geistigen Blüthe dar und kann zweifellos als eins der besten Porträts Kants bezeichnet werden.

Der Weltuntergang und die Abendröthe. Eine hübsche Weltuntergangs-Anecdote wird aus Italien berichtet: Im Jahre 1886, als man auch von dem Wiedererscheinen eines großen Kometen sprach, der der alten Mutter Erde den Gnadenstoß geben sollte, war in einer italienischen Stadt, die wir nicht nennen wollen, die Bevölkerung in großer Aufregung, und jeder unbedeutende Vorfall wurde als ein Zeichen des bevorstehenden Weltendes angesehen. Eines Abends färbte sich der Himmel im Nordwesten blutigroth. Es entstand eine fürchterliche Panik; Weiber, Kinder, Greise und junge Männer eilten wehklagend auf die Straßen und in die Kirchen, wo sie andächtig beteten und Psalmen sangen. Um die Bevölkerung zu beruhigen - vielleicht auch, um die eigene Furcht zu dämpfen - organisirte der Bürgermeister des Städtchens sofort an einen bevorstehenden Astronomen, den Direktor eines berühmten Observatoriums: „Himmel feuerroth. Volk in großer Angst, bitte um Erklärung des Phänomens.“ Wenige Minuten später traf folgende Antwort des Astronomen ein: „Unbeforgt! Abendröthe!“ Das klassische Telegramm wurde öffentlich angehängt.

Eine Art Mordepidemie herricht augenblicklich in Tokio. Am 14. September wurden drei Personen in Wita ermordet, am nächsten Tage zwei in Honja, einige Tage später wurde eine Frau in Potsuna getödtet, in der nächsten Woche wurden drei Personen in Kanda umgebracht, und Tags darauf ein alter Mann erschlagen. In zwei Fällen begingen die Mörder Selbstmord, alle anderen Verbrecher befinden sich noch in Freiheit, was nicht gerade sehr empfehlend für die Polizei in Tokio klingt. Die japanischen Polizeibeamten haben sehr wenig Reizung, sich wegen der Ergreifung desperater Subjekte viel Mühe zu geben, denn wieviel Muth und Ausdauer sie dabei entwickeln mögen, die Belohnung, die sie für die Ergreifung eines Verbrechers erhalten, bleibt immer dieselbe, nämlich zehn Yen, und es ist den Beamten streng verboten, Belohnungen von Privatleuten anzunehmen. In allen Fällen waren die Opfer und die Verbrecher Japaner, nur im Fall Miller war ein Europäer der dreifache Mörder.

Humoristisches Meerlei. Aus den Meggen d. Blättern: Reiche Erbin (nachdem ihr ein Antrag gemacht): „Wie, Sie wollen mich heirathen und haben gar keinen Beruf?“ - Bewerber: „Nein, ich möchte mich nur Ihnen widmen!“ - Gerichtschlichter Richter: „Sie hätten ja den Herrn Kommerzienrath zum Bettler machen können durch Ihren verwegenen Einbruch!“ - Einbrecher: „Herr Richter, und wenn ich alle Kassen ausgeräumt haben würde, der hätte es kaum gespürt!“ - Kommerzienrath: „Ich tret' vom Straf Antrag zurück!“

Guter Vorwand. Wirth (zur Köchin): „Die Kellner haben schon ganz ermüdete Arme, geben Sie keine so großen Portionen!“

Bei Millionärs. „Sie haben Ihrem Kleinen einen Zahn ziehen lassen, was mußten Sie dafür zahlen?“ - Millionär: „Dem Zahnarzt fünf Mark und meinem Vorisgen fünfzig Mark.“

Brauchbar. Freund: „Dein neuer Gehilfe ist wohl recht tüchtig?“ - Weinhändler: „Freilich; dem gelingen die ältesten Jahrgänge.“

Vom Büchertisch.

Eine goldene Bilderbibel. So darf wohl die Bibel in Bildern von Julius Schnorr von Carolsfeld genannt werden, welche zuerst in den fünfziger Jahren erschien und gleich berechtigtes Aufsehen erregte. Der Preis war damals so hoch, daß nur reiche Leute dieses Kleinod sich anschaffen konnten. Wir müssen es als ein besonderes Glück preisen, daß unser Jahrhundert nicht zu Ende geht, ohne daß es auch weniger Bemittelten möglich ist, dieses herrliche Kunstwerk für sich und die Ibrigen zu ersehen. Es erschien in einer neuen wohlfeilen Ausgabe, zunächst in zehn Lieferungen à 1 Mk. (Verlag von Georg Wigand in Leipzig) und liegt nun fertig gebunden vor in vornehmem Prachtbände zum Preise von 16 Mk. (mit Goldschnitt 20 Mk.). Zum Alten Testament find 160, zum Neuen Testament 80 Bilder gewoen, auf vorzüglichem Papier, im Großfolioformat (34x43 cm). Der Bibeltext ist nicht vollständig gegeben, sondern nur soweit die Bilder des benötiget sind. Mit Recht. Oder liest Jemand zur Erbauung oder Belehrung aus einer Prachtbibel mit eingestauten Bildern solche Kapitel, auf die kein Bild Bezug hat? Schwerlich. Dazu kommt, daß die Bilder vieler Kunstbibeln an Stellen sich befinden, wohin sie nicht gehören und es viel Bestimmens und Nachschlagens bedarf, ehe das Bild mit dem Text in Verbindung gebracht ist. Schnorrs Bibel in Bildern ist außerdem das Werk eines und desselben Künstlers, ein Werk aus einem Guß von Anfang bis zu Ende. Da ist nichts von Gfethaltcherei, nichts Belebendes. Der Künstler lebt und webt im Heiligthum Gottes. Die Macht der Sünde, das Elend und der Jammer der Schuld, aber auch die überschwängliche Macht der Gnade, sich vorbereitend im alten Bunde, sich vollendend im Bilde des Herrn Jesu, weiß er so ergreifend darzustellen wie Weniae. Und dieser Künstler ist unier - sein Werk ist der fromme Niederschlag eines gebeiligten Herzens. Um so mehr sei dem Leser gerathen, sich zu fragen, ob er nicht diesen „Schatz für immer“ sich zulegen oder einem Freunde oder einem Familiengliede als Geschenk darbieten solle. Goethe hat gelangt, man soll seinen Tag ohne Betrachtung eines Bildes vorübergehen lassen. Vor dieser Bilderammlung stehend, möchte man dieses Wort bei sich und vielen Anderen zur Wahrheit werden lassen.

Illustriertes Konversations-Lexikon der Frau. Verlag von Martin Oldenburg in Berlin. Vollständig in 40 Lieferungen à 50 Bfg. oder in zwei eleganten Leinenbänden à 12,50 Mk., sowie in zwei vornehmen Halbbranzbänden à 14 Mk. - Von diesem prächtigen Lexikon, das als ein treuer Freund und Berater der aufgestellten Frauenwelt eine Herte für jede Frauenbibliothek ist, sind soeben die Lieferungen 15-18 erschienen. Von den vielerlei Artikeln, die in ihrer Art unübertrefflich bearbeitet sind, mögen hier nur die über Hals- und Hautkrankheiten, über die verschiedenen Haar- und Hutttrachten, die über Handelsfrau, Handelsschule, Handlungsgehilfinnen, sowie über Kinderernährung, Kindererziehung, Kinderkellerei, und Kinderkrankheiten namentliche Erwähnung finden, um wiederum zu zeigen, wie außerordentlich vielseitig und reichhaltig der Inhalt ist und wie sehr gerade den praktischen Bedürfnissen sowohl der erwerbsthätigen Frau als auch der Frau im Hause Rechnung getragen wird. Ein besonderer Vorzug dieses Frauen-Hausbuches ist auch der Reichthum an farbigen und schwarzen Tafeln und an Textillustrationen, die dem Buche überall da beigegeben sind, wo das Wort einer Erläuterung durch bildliche Darstellungen bedarf. Das „Illustrierte Konversations-Lexikon der Frau“ dürfte als Geschenkwerk für die diesjährigen Weihnachten ganz besonders in Betracht kommen, und wir können es als solches nur empfehlen.

Zur modernen Dramaturgie. Studien und Kritiken über das deutsche Theater. Von Eugen Kibel. Oldenburg und Leipzig, 1900. Verlag der Schulze'schen Buchhandlung, A. Schwarz, 544 S. Unter den hier vereinigteten Aufsätzen sind gleich dem ersten viele aufmerksame Leser zu wünschen: er handelt von der Kunst des Vortrags. Mit Berufung auf Werders Ausspruch, daß man eher zehn gute Sänger als einen guten Sprecher finde, bringt uns der Verfasser einmal gründlich zum Bewußtsein, wie wenig die Kunst deutlicher Aussprache und richtiger Betonung bei uns geübt oder auch nur geachtet wird und wie sehr wir auf diesem Gebiet hinter den tomanischen Völkern zurückstehen. Sehr schön sind die Erinnerungen an eben jenen Werder und wer noch, wie der technische Ausdruck ja einmal lautet, zu Werders Füßen gesehen hat, wird sich mit doppelter Antheilnahme in diese Erinnerung vertiefen. Aber auch, wer ihn nicht mehr gefannt hat, wird durch sie geseffelt, weil sie ein Stück reichen geistigen Lebens, das auch noch in das ältere Berlin zurückreicht, in anmuthender Weise erneuert. Die übrigen Abschnitte betreffen Auerbach, Gustav v. Moser, Mühlbrandt, Wildenbruch, Paul Lindau, Jenny Lind und viele andere Größen der Bühnenwelt. Alle Theaterfreunde seien auf diese anregenden Betrachtungen aufmerksam gemacht.

